Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 22 (1938)

Heft: 1-2

Artikel: Immer wieder : von der Mundartbewegung

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419802

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hoa

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: "Muttersprache", Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 4 Franken, mit Beilage 7 Franken. Jahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheuchnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftschrer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich). Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Derfandstelle: Kusnacht (Zurich). - Drud: f. Bafner, Zurich.

Herzlichen Glückwunsch zum stebzigsten Geburtstag

entbieten wir

Frau Sophie Hämmerli-Marti.

Wieder ein 70. Geburtstag! Diesmal ist es eine Frau, der wir unsere Glückwünsche darbringen dürfen, und — zu

der wir uns Glück wünschen können.

Ihr Werk ist echtes Frauenwerk vom schmalen ersten Bändchen, "Mis Chindli", bis zum letzen, "Allerseelen". Meist sind es Gedichte in Aargauer Mundart, Gedichte, die einen Glorienschein um die Mutterschaft weben, Mutter und Kind in ihrer innigen Berbundenheit seiern, die Familienseste verklären; es sind Worte, die von Glück und Wehsingen, von Lebensreise und sreichtum zeugen und schließlich in schmerzvolle Allerseelenstimmung ausklingen, alles von tieser Innerlichkeit, die frühern voller Schalkheit, die spätern in weiser Entsagung, alles schlicht natürlich und doch künstelerisch vollendet, Beispiele der hohen Ausdrucksfähigkeit der Mundart sür zarteste und erhabenste Seelenregung. Ihr Werk begleitet einen Lebenslauf von allgemein menschlichem, vor allem aber fraulichsmütterlichem Schicksal erfüllt. Möge ihm ein schöner Ausklang beschieden sein! Wir sind der Dichterin zu innigem Danke verpslichtet

Marie Steiger=Lenggenhager.

In unsere Mitglieder.

In freundlichem Grün lächelt Ihnen der beiliegende Einzahlungsschein entgegen und bittet: Zahlen Sie gleich; denn der Sprachverein braucht Geld. Er sollte seine Druck= sachen bar zahlen können, und die kosten Bagen, im Hin= blick auf ihren Umfang sogar viele Bagen, aber wir find nun einmal auf den Opferwillen angewiesen und dürfen uns auch an den Opferfinn unserer Mitglieder wenden, weil wir das Gefühl haben, eine nütliche, wenn auch nicht ge= rade allbeliebte Sache zu verteidigen. Zumal heute, da eine an sich erfreuliche Mundartbegeisterung durchs Land geht, haben wir die undankbare Aufgabe, uns gegen ihre Aber= treibungen zur Wehr zu setzen. Eine undankbare, aber um so nötigere Aufgabe ist auch, den durch die tiefgehenden staatlichen Unterschiede gefährdeten Sprach= und Kulturzu= sammenhang mit Deutschland aufrecht zu erhalten. Wir hoffen deshalb, auch dies Jahr werden uns unsere Mitglieder treu bleiben; die wenigen Berluste des letten Jahres sind auf dem Wege persönlicher Werbung, wozu wir ebenfalls ermuntern, wieder wettgemacht worden.

Also: an die Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Rüsnacht bei Zürich, Postscheckrechnung VIII 390, und zwar 4 Fr.; wer die "Muttersprache" bezieht, legt noch 3 Fr. bei. Die Mitglieder des Zweigvereins Bern zahlen an den "Verein für deutsche Sprache, Bern", Postscheck III 3814, und zwar 5 Fr. (wovon 1 Fr. für den Zweigverein bestimmt ist), mit Zeitschrift 7 Fr. Die "Gesellschaft für deutsche Sprache in Basel" erhebt von ihren Mitgliedern je 1 Fr. Zuschlag; diese zahlen also 5 Fr. ohne und 8 Fr. mit "Muttersprache" auf Postscheck V 8385.

Und dann sind wir natürlich nicht nur sehr dankbar für freiwillige Beiträge, sondern geradezu darauf angewiesen, daß Mitglieder, die es sich leisten können, noch etwas beilegen; wir sind für jedes Fränkli dankbar, aber auch für größere Bagen. Und so natürlich auch unsere Iweigvereine Bern und Basel.

Immer wieder: von der Mundartbewegung.

Vor uns liegen aus dem letzten Vierteljahr 1937 über 130 Zeitungsausschnitte, die sich irgendwie mit der Mundartfrage befassen, während früher das ganze Jahr nie davon die Rede war. Was geht in der Sache?

Die Konferenz der kantonalen Erziehungsstirektoren hat sich am 16. Herbstmonat in Glarus versammelt und u. a. eine Eingabe des Schweizerischen Schriftstellervereins über den Gebrauch der Mundart in der Schule behandelt. In dieser Eingabe wurden der Konferenz solgende Vorschläge zur Prüfung unterbreitet: a) Beibehaltung der Ortsdialekte als obligatorisches Unterrichtssach dis und mit dem dritten oder vierten Schulgahr der Volksschule unter Einräumung von Ausnahmen (z. B. Rechnen) — b) Mehrung und Erhaltung der mundartlichen Worte und Redesformen anläßlich der Unterrichtserteilung in der örtlichen Mundart. Der st. gallische Erziehungsdirektor Dr. Römer hat darüber einen einläßlichen Bericht erstattet und den Anstrag gestellt, den ersten Borschlag abzulehnen und den zweiten, "soweit nötig", anzunehmen. Aus seiner Begründung seinur der Sat angesührt: "Bei aller Würdigung des stärskenden Einflusses unserer schweizerischen Mundarten auf unsere kulturelle und nationale schweizerischen Wundarten auf unsere kulturelle und nationale schweizerischen Bedeutung des Hochweizerischen ziehen; die überspannten Besürchtungen, welche Schwarzseher und überhitzte Patrioten wegen unerwünsichten

ausländischen Einflüssen hegen und verkünden, dürfen uns

nicht irre machen."

Die Schweizerische Hochschulzeitung hat ihr Septemberheft mit "Schwyzertütsch?" überschrieben und zunächst eine Reihe von Stimmen aus Hochschulkreisen ge= bracht. In seiner Vorbemerkung erklärt ber Schriftleiter Eduard Fueter, Mundart und Schriftsprache seien "dem auch nur wenig gebildeten Deutschschweizer zu eigen und gehören zu ihm wie Vater und Mutter zum Menschen . . . Beide ergänzen sich in fruchtbarer Lebendigkeit." Er stellt fest, daß die gesammelten Stimmen alle einig seien in der unbedingten Ablehnung des Gebrauchs der Mundarten oder einer neu zu schaffenden alemannischen Sprache als allge= meiner Rultur= oder Schriftsprache, aber auch in der Un= sicht, daß für die Mundart bewußt gesorgt werden müsse. Er steht also ganz auf unserm Boden. Dann fordert Prof. Dieth die Akademiker auf, sich an die Spike der Mund= artbewegung zu stellen; dabei werde, wenn man im Lese= und Schreibunterricht der ersten drei Schuljahre ausschließ= lich die Mundart verwende und das Schriftdeutsche erst in der vierten Rlasse, und zwar als "Fremdsprache" einführe, nicht nur unser Schweizer=, sondern auch unser Schriftdeutsch beffer werden; denn der "gebildete Deutschschweizer foll der Hochsprache nicht entfernt, sondern vertraulich näher gebracht Diese Vertraulichkeit will er erreichen, indem er die Hochsprache aus der Bolksschule zum großen Teil und ihren mündlichen Gebrauch aus der Nachschulzeit des Volkes völlig ausschaltet. Soviel der Herr Professor über die Sache schon gesprochen und geschrieben, scheinen ihm doch gewisse Begriffe noch nicht ganz klar zu sein: S. 119 nennt er Schweizerdeutsch "unsere einzige Muttersprache" und S. 122 "werden unsere Kinder . . . zwischen zwei Muttersprachen geschult". Was gilt nun? Richtig ist aber der Satz, mit dem Mehrsprechen von Schweizerdeutsch sei der Sache noch nicht geholfen, es müffe noch das Bessersprechen dazu kommen. Und da fürchten wir eben, mit dem vielen Mehrsprechen komme viel Schlechtersprechen dazu. — Prof. Sanfelmann spricht für saubere Trennung von Mundart und Schrift= sprache und bekämpft das dazwischen liegende, stark mund= artlich gefärbte Schriftdeutsch unserer Fest= und Parlaments= redner. Aus kindespfnchologischen Gründen hält auch er es für vorteilhaft, wenn die Schule bis etwa zur 4. Rlasse ausschließlich die Mundart benutt; denn "gerade weil das Hochdeutsche für uns Schweizer eben keine wirkliche Fremd= sprache ist", misse man sie dem Kinde fremder machen, damit es sie mit der "mehr oder weniger großen Fertigkeit" sprechen lerne, die wir in fremden Sprachen erreichen — eine etwas verwickelte Theorie! — Prof. Bohnenblust beckt die rein politischen Beweggründe der Bewegung bloß und erklärt, es gelte politische und sprachliche Fragen streng zu trennen; er macht das Schlagwort von der hochdeutschen Fremdsprache lächerlich und lehnt die ganze Sprachbewegung als überflüffig ab: "Nicht die Mundart bestimmt letztlich den Charakter, sondern der Charakter bestimmt die Mund= art, ihre Rraft und ihre Grenzen". - Merkwürdig und wertvoll ist für uns, daß der Erzwelsche Brof. de Ren = nold uns Deutschschweizer warnt vor dem Bruch mit der beutschen Kulturgemeinschaft; das wäre für uns ein geistiger Berlust und würde uns in Nachteil segen gegenüber den Welschen und Tessinern, die Anschluß haben an ein großes Rultur= und Geistesgebiet (er zieht das Beispiel der Flamen herbei); es würde unsern Geist noch mehr verengern, während wir die Berührung "mit den großen Werken der germani= schen Rultur" gerade nötig hätten. Welsche und Teffiner lernen viel lieber Schriftdeutsch als Schweizerdeutsch; eine Einheitssprache würde uns also nicht nur vom Reich, sondern auch von ihnen trennen. — Und mit grausamer Offenheit spottet Prof. Panchaud von Lausanne über "cette Gemütlichkeit" unseres Mundartwesens, von dem der Welsche einsach nichts wissen wolle; er erklärt auch das sprachliche Überlegenheitsgesühl des Welschen z. T. mit der oft lächerslichen Neigung "der Deutschen im allgemeinen, der Deutschschweizer im besondern", bei der unpassendsten Gelegenheit ihre französischen Sprachkenntnisse zur Schau zu tragen.

Nach der Hochschule die Presse. Gerhard Schürch, der Hauptschriftleiter des "Bund", gesteht, man "grinse" (in Bern) über die "Schproch-Biwegig" und bekenne sich zur Pslege der gewachsenen Mundarten, aus denen ja freislich allerlei hinauszuputzen sei, aber auch zur Schriftsprache, "die uns als hochkultiviertes Ausdrucksmittel die Türe zu einem der großen abendländischen Kulturkreise weit auftut, dem wir nicht abschwören können, auf keine Weise". — Dann kommen einige Verleger zum Wort, die die Sinsheitssprache, sogar eine einheitliche Mundartschreibung, abslehnen, insbesondere eine lautgetreue, die vom hochdeutschen Schriftbild abweiche.

Der Gesamteindruck des Heftes ist: Man ist vernünftig und hütet sich vor Übertreibungen, und Baer ist erledigt.

Da Prof. Dieth in der N. 3. 3. vom 2. Heumonat das große Wort gesprochen: "Unser Bemühen um ein ordent= liches Schriftbeutsch wird so lange eitel sein, als wir in unserer Muttersprache nicht fester sigen", ersuchte ihn die Schriftleitung ber Schweizerischen Lehrerzeitung, darzulegen, wie durch einen vermehrten Unterricht in der Mundart die Schriftsprache gefördert werden könnte. Mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit sucht Dieth zu beweisen, daß unsere Kinder, wenn sie in den ersten drei Schuljahren nur Mundart sprechen, lesen und schreiben lernen müßten, auch besser Schriftdeutsch lernen würden. Seine Lehren werden darauf von zwei praktischen Schul-männern, Hans Corrodi und Jakob Haab, zurückgewiesen und beinahe lächerlich gemacht. Es ist ja auch zu sagen, daß unser Bemühen um ein ordentliches Schriftdeutsch bis= her durchaus nicht eitel gewesen ift und daß das Schrift= deutsch der Deutschschweizer gewiß nicht besser war zu jenen Zeiten, als die Mundart noch fester in den Fugen stand.

Im November sprach in der Ortsgruppe Bern der Neuen Selvetischen Gesellschaft unser Prof. von Grenerz über Berndeutsch und Hochdeutsch im Sinne seines St. Galler Bortrages, unterstützt von Chefredakteur Schürch; sogar ein Bertreter der "Sproch-Biwegig" rückte dabei von Baer ab.

Unter den Zeitungsausschnitten befassen sich etwa 25 mit dem "Zürichdeutsch" in der Rantonsratssigung vom 13. Christmonat. Ein Blatt meldet, die Aufmerksamkeit der Ratsmitglieder sei damals plötzlich gestiegen (was sehr leicht möglich war und bei jeder Neuheit zu erwarten ist), aber schon in der nächsten Sitzung behauptete ein sozialdemokra-tischer Volksvertreter, Nationalrat Raegi, er glaube das Gegenteil beobachtet zu haben; im übrigen könnten die Herren ja doch kein richtiges Zürichdeutsch, und seither sprach kein Mensch mehr züritütsch in der Sitzung. Das Zucker= papier der Sprachbiwegler, von dem der Zürcher Tagesan= zeiger einen plöglichen Kursausschwung behauptet hatte, ist offenbar schon wieder gründlich gefallen, wenigstens in Zürich. Im Solothurner Kantonsrat freilich ift eine Motion eingereicht worden, wonach der Gebrauch der Mundart vorge= schrieben werden solle. Die Solothurner Gemütlichkeit ist berühmt, und mundartliche Ratssitzungen sind gemütlicher als schriftdeutsche, aber wenn einem die Gemütlichkeit gerade= zu zur Amtspflicht gemacht wird, ist es eigentlich nicht mehr recht gemütlich.

Das im hoffnungsgrünen Lenz 1937 aufgeblühte Pflänz= chen "Sprach = Biwegig" mit Chrepresidant Baer ist bem Winterfrost erlegen; die Gesellschaft hat sich in der "uger= ordliche Gäneralversammlig" vom 23. Jänner 1938 n. Chr. Geb. aufgelöst und das schöne "Akzionsprogramm" begraben. Dafür ist ein neuer "Bund fürs Schwyzertütsch" in Bildung begriffen. Die Forderungen seines vorläufigen Arbeitsplanes sind im allgemeinen durchaus vernünftig und magvoll, obichon Scharfmacher wie Dieth und Guggenbilhl im Vorbereitungsausschuß sitzen. Wenn der Bund nicht zum Werkzeug für ihre übertriebenen Forderungen benutzt werden soll, kann man sich über die Gründung nur freuen. Dr. Baer aber ist unterdessen Vorsitzer einer Genossenschaft "Rigi= ferlag" geworden, der mundartliche Werke herausgeben – eine bedeutend gescheitere Sache als die helvetische Einheitssprache. — Noch wäre eine Reihe von Einzelauffägen zu erwähnen, aber "'s tuet's für hüt".

"Sownzertütschi Dialäktschrift". *)

Ende Februar 1937 hat die Gruppe Zürich der Neuen Helvetischen Gesellschaft eine Rommission eingesetzt, welche Regeln für eine einheitliche Schreibung der schweizerdeutschen Mundarten ausarbeiten sollte. Nachdem diese Kommission, die unter der Leitung von Prof. Dr. E. Dieth stand, in mehreren 4-5 stündigen Sitzungen alle Einzelfragen durchberaten hatte, wurde das Ergebnis zunächst als "Entwurf eines Leit= fadens der schweizerdeutschen Normalschrift" in der Septem= ber/Oktober=Nummer des "Geistesarbeiters" veröffentlicht. Damit war auch weiteren Kreisen die Möglichkeit gegeben, sich zu der beabsichtigten Regelung vernehmen zu lassen. Die Aufnahme war verschieden. Die Bekanntmachung allgemeiner Grundfätze für eine einheitliche Rechtschreibung der Mundart zur Erleichterung ihres schriftlichen Gebrauches murde zwar allgemein begrüßt, aber gegen die vorgeschlagene Lösung wurden gerade von aufrichtigen Mundartfreunden auch schwere Bedenken geäußert. Diese richteten sich vor allem gegen die Einführung neuer Zeichen und Akzente, gegen das völlige Abrücken vom schriftsprachlichen Bild (die "Normalschrift" hatte in der Hauptsache das Gepräge einer phonetischen Schrift) und gegen eine gewiffe Starrheit der Regeln. Die Rommission hat sich daraushin nochmals an die Arbeit ge= macht und sich entschlossen, im endültigen Leitfaden zwei Lösungen vorzuschlagen: eine Idealschrift und eine Über= gangsschrift. Die Idealschrift deckt sich ungefähr mit dem Entwurf des Leitfadens, weist diesem gegenüber immerhin viele Milderungen und Bereinfachungen auf. Sie hält aber fest an der Einführung eines neuen Buchstabens für sch, an der Verwendung von Akzenten und anderen Hilfszeichen, sie ist auch für die "gemäßigte Rleinschreibung" (große Buch= staben beim Satzanfang, bei allen Eigennamen und den Höflichkeitssormen Si, Ine, Ir); im Leitsaden selber wird freilich von der Kleinschreibung abgesehen, "um die Würdigung der Einzelwörter zu erleichtern". Die Übergangsschrift unterscheidet sich von der Idealschrift dadurch, daß sie auf die Einführung von neuen Buchstaben und Zeichen verzichtet und das schriftsprachliche Wortbild möglichst schont. Die 86 Regeln des Entwurfes sind nun geschlossener und übersichtlicher in 24 Paragraphen zusammengefaßt. Un erster Stelle erscheint die Idealschrift; die Übergangsbestimmungen find klein gedruckt, dafür am Rand durch einen senkrechten

Strich hervorgehoben; sie stehen in der Regel am Schluß

jedes Paragraphen.

Die allgemeinen Richtlinien lauten: "Schreibe wie du sprichst, wie du es hörst und empfindest. Jeder Dialekt darf seine eigenen Wortbilder haben. Stoße dich nicht an Abweichungen vom gegenwärtigen neuhoch= deutschen Schriftbild." An diese Grundregel muß sich jeder halten, schreibe er nun nach der Idealschrift oder nach der Übergangsschrift. Spreche ich: de Herr Tokter, de Buur, si chomed, Wole usw., so darf ich nicht in Anlehnung ans Neuhochdeutsche schreiben: Dokter, Buur, si chommed, Wolle. Die Regel: Schreibe wie du sprichst! muß aber vernünftig gehandhabt werden; sie bezieht sich uneingeschränkt eigentlich nur auf das Einzelwort. Schon bei Zusammensetzungen, die deutlich als solche empfunden werden, wird man nicht laut= getreu nach dem Gehör schreiben, sondern jedem Wort in der Schrift seine Selbständigkeit lassen. Man schreibt also auch in der Idealschrift: Chindbetteri, nicht: Chimpetteri, guetmüetig, nicht: guepmüetig, d Sou, nicht: Zou, a d Brugg, nicht: a Brugg, er kent Basel, nicht: er kemp Pasel. Faßt man die allgemeinen Richtlinien in diesem Sinne auf, dann verstehen sich viele Einzelregeln von selbst.

Der Leitfaden behandelt zuerst die Konsonanten, wobei den Doppelkonsonanten ein eigener Abschnitt gewidmet ist, dann die Bokale in den drei Abschnitten: die Klangfarbe der Vokale, die Zwielaute, die Länge der Vokale. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit den verschiedenen Formen der Un= gleichung. Die letten zwei Paragraphen find der Groß= und Kleinschreibung und den Fremdwörtern gewidmet. Dann folgen noch Winke zum Schreiben, Tippen und Setzen und schließlich Textproben.

Auf die einzelnen Paragraphen kann hier nicht einge= gangen werden. Hingegen wird es lehrreich sein, Formen der Idealschrift und der Übergangsschrift nebeneinander zu sehen. (Da die Druckerei der "Mitteilungen" den neuen Buchstaben für sch nicht besitzt, wird er hier durch sch wiederge= geben; ebenfo fehlen ö und ü mit Gravis-Akzent zur Be-

zeichnung des offenen Lautwertes; diese Wörter sind am Schlusse mit ' bezeichnet.)

Ronsonanten:

Idealschrift: lacche, gschlicche, hälffe, wörffe; er schaft, er hoft, er ist (zu: ässe), er ryst (rysse); Rip, Gschtrüp, de drit Schnit, i wot, i het, i söt, Bet, Schtim, tum, bsin di, gäl (gelt), chom! nim! er schpint.

Übergangsschrift: lache, gschliche, hälfe, werse; er schafft, er hofft, er ißt, er ryßt; Ripp, Gstrüpp, de dritt Schnitt, i wott, i hett, i sött, Bett, Stimm, tumm, bsinn di, gäll, chomm! nimm! er spinnt. (Die Wörter werden natürlich nach beiden Schriften gleich ausgesprochen). Bokale:

Die Idealschrift hat drei Zeichen für die drei verschiedenen e-Laute: e, ë, ä, z. B. setse, jëte, Nächt. Sie bezeichnet bei o und ö, u und ü den offenen Laut durch einen Akzent: woone: blodse, schöö: Nöödeli', Huus: Zuug, Züüg (Zeug): Züüg' (Züge).

Die Übergangsschrift gestattet den Mundarten, die nur zwei e-Qualitäten kennen, sich mit den zwei geläufigen Zeichen e und ä zu begnügen; diese haben dann eben innerhalb des Schweizerdeutschen wandelnden Wert. Bei o ö, u ii verzichtet die Übergangsschrift auf die Bezeichnung der offenen Qualität, außer wo Verwechslung eintreten könnte: roote: roote (raten: roter Wein), Nööt': Nööt (Nähte: Nöte).

Uhnlich scheidet die Idealschrift deutlich zwischen den Zwielauten ei, äi, ai, die nach ihrem wirklichen Lautwert e=i, ä=i,

a=i bedeuten sollen.

Leitfaden. Nach den Beschlüssen der Schriftkommission der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Gruppe Zürich, ausgearbeitet von Eugen Dieth. Orell Füßli Verlag, Zürich 1938.